

Suburbane Räume "als" Lebensräume - das Beispiel eines hermeneutischen Zugangs zum Raumphänomen

Hahn, Achim

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerksbeitrag / collection article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Akademie für Raumforschung und Landesplanung (ARL)

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hahn, A. (2012). Suburbane Räume "als" Lebensräume - das Beispiel eines hermeneutischen Zugangs zum Raumphänomen. In W. Schenk, M. Kühn, M. Leibenath, & S. Tzschaschel (Hrsg.), *Suburbane Räume als Kulturlandschaften* (S. 167-182). Hannover: Verl. d. ARL. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-336143>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Achim Hahn

Suburbane Räume „als“ Lebensräume – Das Beispiel eines hermeneutischen Zugangs zum Raumphänomen

S. 167 bis 182

Aus:

Winfried Schenk, Manfred Kühn,
Markus Leibenath, Sabine Tzschaschel (Hrsg.)

Suburbane Räume als Kulturlandschaften

Forschungs- und Sitzungsberichte der ARL 236

Hannover 2012

Suburbane Räume „als“ Lebensräume – Das Beispiel eines hermeneutischen Zugangs zum Raumphänomen

Gliederung

- 1 Einstimmung
- 2 Die „Geschichte“ der Familie Ritter
- 3 In Geschichten verstrickt
- 4 Gefühle und Befindlichkeiten als Widerfahrnisse
- 5 Nähe als Suchbild
- 6 Das „selbstbestimmte“ Leben
- 7 Zum Stil des Lebensraums
- 8 Fazit

Literatur

1 Einstimmung

Der Titel dieses Aufsatzes suggeriert, dass es möglich sei, ohne große Verluste regionalwissenschaftliche Kategorien in lebensweltliche zu überführen. Ist ein kontinuierlicher Übergang von Suburbanität zum lokalen Lebensraum denkbar? Um zu prüfen, inwiefern dies möglich sein könnte, müsste man vermutlich zunächst klären, in welchem Abhängigkeitsverhältnis wissenschaftliche Begriffe zu lebensweltlichen Konzeptionen stehen. Man würde dann rasch zu der Einsicht gelangen, dass unsere Alltagssprache und deren Wortschatz sehr viel älter ist als wissenschaftliche Definitionen, die sich z. B. in einer Institution wie der Stadt- und Regionalplanung und ihren eigenen Denkstilen durchsetzen konnten und dort eine mehr oder weniger definitive Bedeutung erlangten. Bereits ein flüchtiger Blick ins Wörterbuch der Deutschen Sprache zeigt uns, dass das Substantiv „Raum“ von der adjektivischen Form „geräumt“ abstammt, und dieses Adjektiv bedeutet urbar gemacht bzw. freigemacht für menschliche Aktivitäten (vgl. Grimm, Grimm 1960). Besinnen wir uns also darauf, dass das lebensweltliche und umgangssprachliche Bezugnehmen auf Räume, Orte und Plätze vor jeder wissenschaftlichen Definition steht, dann haben wir unsere Frage so zu formulieren: Wie verändert sich unser wissenschaftliches Verständnis von „Lebensräumen“, wenn wir es in Hinsicht auf suburbane Klassifikationen auslegen? Oder anders noch: Worin unterscheiden sich unsere alltagsweltlichen Denkstile und Überzeugungen von den wissenschaftlichen Weltbildern eines Denkkollektivs (vgl. Fleck 1999)? Obwohl diese Fragen möglicherweise essenziell sind, um unterschiedliche Raumbegriffe auf ihren Kern zu führen, will ich sie nicht weiterverfolgen, sondern ankündigen, dass ich die Geschichte einer Familie nacherzählen werde, deren „Wanderungsverhalten“, wie die Stadt- und Regionalsoziologen sagen würden, sich in einem geographischen Raum abgespielt hat, den die Regionalplanung durchaus als suburbanen Raum definieren

würde (vgl. Sieverts et al. 2005). Ich möchte an dieser kommentierten Nacherzählung demonstrieren, inwiefern sie alle Elemente oder zumindest die wichtigsten Elemente enthält, die uns zu einem Verständnis davon hinführen können, was es heißt, einen Raum „hier und jetzt“ zu bewohnen. Damit interpretiere ich den Lebensraum als den bewohnbaren bzw. bewohnten Raum und bin durchaus der Meinung, dass man einen suburbanen Raum *nicht* bewohnen kann.¹ Schließlich sei noch angemerkt, dass der Fall der Familie Ritter zwar „nur“ ein Einzelbeispiel ist, aber jedes Beispiel, das gegeben wird, verweist auf etwas Prinzipielles, wofür es als Beispiel steht.²

Das Faszinierende an unserem Thema liegt für mich darin, dass die „suburbane“ und die „lebensräumliche“ Perspektive sich dogmatisch gegeneinander verhalten. Sie haben jeweils ihre eigene Logik, die ausschließend wirken muss. Dies kann man am Begriff der Empirie verdeutlichen. Wenn z. B. Brake et al. von der „Empirie der Zwischenstadt“ sprechen (vgl. für diesen Denkstil bzw. diese Perspektive auf den Raum Brake et al. 2005), dann interpretieren sie Beobachtungen und sich zahlenmäßig niedergeschlagene Befunde auf der Basis von zur Verfügung gestellten Daten, die unter bestimmten Voraussetzungen gesammelt und kategorisiert wurden. Für einen lebensräumlichen Ansatz liegt die Grundlage der Wissenschaft in der vorwissenschaftlichen Lebenspraxis und ist dort zu entdecken, wobei deren pragmatische Ordnung in den Erfahrungen der beteiligten Menschen selbst zu suchen ist. Kritisieren kann man die jeweiligen Sichtweisen nur immanent, indem im Fall des regionalistischen Denkstils der eine Regionalwissenschaftler dem anderen nachweist, einer eingespielten Logik des Fachs nicht gefolgt zu sein. Oder auch im Fall des vorwissenschaftlichen Denkstils, dass Frau Ritter ihrem Mann vorhält, dass er mit seinen Aussagen ihre damalige Befindlichkeit nicht richtig wiedergegeben hätte. Jenseits der denkstiltypischen Unterschiede scheint jedoch Einigkeit darüber zu herrschen, dass niemand „als Mensch“ sich einer lebensräumlichen Perspektive überhaupt verschließen kann, z. B. wenn er mit seinen eigenen Emotionen und Erfahrungen als Wohnender konfrontiert wird. Einer suburbanen Sichtweise muss sich dagegen der anschließen, der im entsprechenden professionellen Denkstil seine Arbeit verrichten will (vgl. Hahn 2006).

Der Denkstil scheint dann das Resultat fest eingespielter und systematisch gebrauchter Inhalte zu sein. Aber es ist doch wohl nicht so, dass wir alle das Gleiche wahrnehmen, nur dies Wahrgenommene unterschiedlich deuten. Vielmehr greift der Denkstil selbst auf das Sehen vor, indem er uns für eine entsprechende Aufmerksamkeitsbereitschaft motiviert. Was wir überhaupt in unseren Blick nehmen können, diese Disposition ist nicht zufällig, sondern erworben. Das Blicken ist selbst aktiv.

¹ Will man z. B. einen suburbanen Raum veranschaulichen, dann wird man Pläne und Karten vorlegen, um z. B. den Flächenanspruch bzw. -verbrauch gegenüber einem urbanen Raum bzw. einem ländlichen Raum abzugrenzen. Dabei gehören alle drei „Raumbegriffe“ in dasselbe Sprachspiel, das sich den Gesamt-Raum generell als planbar vorstellt. Entsprechend plan und flächig muss man sich diesen zweidimensionalen Raum vorstellen. Aber ebenso wie man nicht auf der Wasseroberfläche schwimmen kann, so wenig lässt sich ein zweidimensionaler Raum von Menschen bewohnen.

² Ich werde mich auf ein Beispiel konzentrieren, um zu zeigen, welche immanente „Rationalität“ einer sog. Kernstadt-Umland-Wanderung eignet. Ich will allein für die beispielhermeneutische Logik werben, nicht aber diesem Fall eine normative Bedeutung beimessen, von dem sich irgendwelche Gesetzmäßigkeiten ableiten ließen (vgl. Hahn 2009).

Was hat es also mit einem *lebensräumlichen* Denkstil auf sich?³ Dabei sind wir darauf gerichtet, *wie* wir „im Raum“ sind. Zum Beispiel wollen wir uns in unserem Viertel, in unserem Haus, in unserer Wohnung usw. wohlfühlen. Das Wohlgefühl ist ein bestimmtes Leibgefühl von einer räumlichen Umgebung (vgl. Schmitz 1990: 292 ff.). Diese Leib-erfahrung gehört zum folgenden Verständnis von *Lebensraum* ebenso wie eine bestimmte Erfahrung der Räumlichkeit als Ausdruck unserer Gebundenheit an eine vertraute Welt. Zu dieser Weise des Im-Raum-seins kommt das Wissen um die Möglichkeiten, die mir dieser Raum bietet, in den ich mich „entwerfe“. Mein Möglichkeitsraum – daran ermisst sich mir, wie ich meine Lebensführung offen an ihm ausrichten und mich in ihm einrichten kann.⁴

Mit diesen einleitenden Vorbemerkungen ist mein Interesse hoffentlich ausreichend bekundet, mich einer solchen lebensräumlichen Perspektive zu stellen, für die alles Räumliche immer schon auf die eigene Lebensführung und deren Möglichkeiten hin verstanden ist. Dabei gilt meine Aufmerksamkeit nicht allein der krisenhaften Situation, in der sich eine Familie befindet, z. B. wenn sie spürt und weiß, dass sie umziehen muss. Ebenso will ich der *Sinnfälligkeit* ihrer Entscheidungen nachgehen. Jeder versucht, sein Leben vernünftig zu organisieren und sich darin als „er selbst“ (Kant würde sagen: *als Person*) zu orientieren. Und genau diese Logik einer lebensweltlichen Vernünftigkeit ist der Fokus der folgenden Untersuchung. Diese Logik des Lebens ist hintergründig mitverantwortlich für das, was wir denkstiltypisch als „suburbanen Raum“ zu identifizieren uns bemühen.⁵

³ Mit der Gegenüberstellung „suburbaner“ versus „Lebens-Raum“ bezwecke ich keine Kritik an Worten. Worauf es mir ankommt, ist deutlich zu machen, dass Begriffe nur in Sprachspielen auftreten, wo sie auch hingehören, und diese wiederum nur in bestimmten Denkstilen Anwendung finden. Wenn behauptet wird, der „suburbane Raum“ sei un-bewohnbar, dann deshalb, weil das Sprachspiel, in dem Worte wie „suburbaner Raum“ (auch: „urbaner“ oder „ländlicher Raum“) gebraucht und verstanden werden, das „Wohnen“ als das Vorkommen einer Wohnbevölkerung wahrnimmt und dieses allein als Niederschlag von Zahlen sich ausdrückt. Der „suburbane Raum“ ist geographisch-statistischer Raum. Das ist eine Feststellung, die an dieser Stelle gar nicht kritisiert werden soll. Jedenfalls bevölkern diesen abstrakten Anschauungsraum keine Menschen aus Fleisch und Blut mit ihren Lebensgeschichten, vielmehr geht dieses Raumverständnis auf einen Begriff von „Akteur“ (eigentlich „Haushalt“) zurück (vgl. ausführlich Hahn, Steinbusch 2006: 58 ff.; siehe auch Fußnote 6). Leiblich wohnen können Menschen „nur“, sofern sie räumlich-lebensweltlich orientiert sind. Wohnen bedeutet ein leibliches Hier-sein-können. Wenn aber, wie in der Geschichte der Ritters, vom Wohnen her das „Ländliche“ zur Sprache kommt, dann schwingt in seinem Gebrauch stets die leibliche Befindlichkeit des Sprechers mit (vgl. Hahn 2010). Wie sollte leibliches Wohnen in einem „statistischen Raum“ möglich sein? In einem solchen vorgestellten Raum kommen Akteure/Haushalte lediglich vor. Der Raum, wie er in diesem Sprachspiel gebraucht wird, ähnelt dem einer Schachtel oder einem Gefäß, wo Dinge nebeneinander angeordnet gedacht werden. So ist aber überhaupt nicht zu verstehen, wie Familie Ritter sich Möglichkeits- und Freiräume ihres konkreten Lebens und Wohnens aneignen konnte.

⁴ Es gibt eine phänomenologisch-hermeneutische Tradition, das Räumliche nicht vom Lebensweltlichen und Biographischen zu trennen. Dies habe ich mit einer empirischen Studie (vgl. Hahn 2007) versucht aufzuzeigen und durchzuführen. Vgl. aber auch die Bestimmungen des Lebensraums bei Waldenfels (1985: 182), der diesen in einen Stimmungsraum, einen Handlungsraum und einen Anschauungsraum gliedert.

⁵ Ich verzichte ganz auf den Begriff der Kulturlandschaft, weil dieser aufgrund seiner momentanen Popularität noch intensiver auf die denkstiltypischen Überzeugungen der jeweiligen Anwender zurückgeführt werden müsste, wobei beide Wortteile, Kultur und Landschaft, für sich zu untersuchen wären, was ich hier und heute nicht leisten kann.

2 Die „Geschichte“ der Familie Ritter⁶

Herr und Frau Ritter, er ist etwa 50, sie etwa 45 Jahre alt, besitzen heute einen Laden im hessischen Oberursel, einer Stadt, die mit ihrem „Taubusblick“ wirbt. Dort sind nun beide tätig. Im benachbarten Steinbach hatten sie sich im Jahr 2000 ein Einfamilienhaus gekauft. Zuvor haben sie 19 Jahre in einem Reihenhauses am Frankfurter Berg in der Stadt Frankfurt gelebt. Sie haben zwei Töchter, 11 und 14 Jahre alt. Frau Ritter war bis zum Jahreswechsel 1989/90 in Oberursel als Beamtin beim Zoll beschäftigt. Sie kündigte, um „was anderes [zu] machen“, was ihr zunächst nicht gelang. Seit der Geburt der ersten Tochter ist sie nicht mehr berufstätig gewesen. Sie spricht davon, dass sie dann „erst mal ein bisschen stillgehalten“. Dieses Stillhalten hat dann 13 Jahre gedauert. Heute ist sie in dem eigenen kleinen Laden in Oberursel wieder berufstätig, wo sie Sachen verkauft, die „jetzt auch ankommen“. Herr Ritter arbeitete insgesamt 15 Jahre als Unternehmensberater in verschiedenen europäischen Städten. Diese Tätigkeit brachte ihm u. a. einen Parisaufenthalt von 14 Monaten ein. Bis zur Einschulung der ältesten Tochter reiste die ganze Familie nach Möglichkeit gemeinsam. Die Entscheidung für den Laden und für das Haus in Steinbach fiel auch deshalb, weil beide sich noch einmal beruflich verändern wollten. Im Folgenden wird es mir um die Wohnungsgeschichte der Ritters gehen, an deren vorläufigem Ende das Haus in Steinbach steht. Lebensräume, so meine These, werden „in“ Geschichten nacherlebt und erinnert. „Wir Menschen sind immer in Geschichten verstrickt“ (Schapp 1985: 1), einschließlich der Menschen, Orte und Dinge, die darin auftauchen.

3 In Geschichten verstrickt

Warum aber Geschichten? „Geschichten“ sind die Art und Weise, wie im vortheoretischen Verstehen die Welt als Sinn- und Interpretations Ganzes greifbar und begreifbar wird. Wilhelm Schapp, dem wir eine ausgearbeitete „Philosophie der Geschichten“ (vgl. Schapp 1958) verdanken, behauptet in seiner Kernthese, dass wir ohne Geschichten nichts von einem Menschen erfassen können. Was und wer wir jeweils sind, sind wir durch die Geschichten, in die wir verstrickt sind. Geschichten sind „meine“, insofern sie mir passiert sind. Darin, dass sie mir widerfahren sind, liegt meine Verstrickung. Indem ich meine Umzugsgeschichte erzähle, beziehe ich mich niemals nur auf Daten. Vielmehr tauche ich selbst gleichsam als „Held“ in der Geschichte auf, teile das darin Erlebte und Erfahrene mit, was mir nur gelingt, indem ich die mir begehende Wirklichkeit als das mir Widerfahrere verstanden und als meine Geschichte aufgefasst habe. Darin liegt eine weitere Bedeutung von Geschichten, dass sie nämlich als erlebte und *dann* erzählte eine bedeutende Funktion für den Erwerb einer individuellen und sozialen

⁶ Diese „Geschichte“ geht zurück auf qualitative empirische Erhebungen während meiner Mitgliedschaft beim Ladenburger Kolleg. Im Zuge lokaler Recherchen haben wir einige Gesprächspartner ausgesucht, sie interviewt, die Gespräche verschriftlicht und anschließend die Texte beispielhermeneutisch interpretiert (vgl. Hahn, Steinbusch 2006). Das Gespräch mit Herrn und Frau Ritter wurde also schon einmal untersucht. Ich werde ihre Geschichte aber ein wenig anders nacherzählen als Michael Steinbusch.

Identität besitzen.⁷ In Geschichten schlägt sich so letztlich auch immer die Erfahrung der Verstrickung in die Welt und den Lebensraum nieder.

Kommt es zu Erzählungen, d. h. zu kommunikativen Situationen, in denen man sich seinem Im-Raum-sein sprachlich vergewissert, dann konkretisieren sich leibliche Befindlichkeiten und Orientierungen in der gesprochenen Sprache. Herr Ritter stellt sich als einen vernünftigen Menschen vor. Vernünftig heißt lebensweltlich: Er tut das, was er für angebracht, richtig und darum vertretbar hält. Bestes Beispiel ist seine Begründung, die er gibt, warum die Familie nach 19 Jahren ihr Reihenhaus in Frankfurt aufgeben musste: „Wir auch wussten, das muss geändert werden“. Diese Einsicht, die dann dazu geführt hat, dass sie tatsächlich ins Frankfurter Umland gezogen sind, können wir lebensweltliche Klugheit nennen, denn die Zusammenhänge, die Herr Ritter aufzeigt, und die Folgerungen, die er daraus zieht, lassen auf keine Regel schließen, die man wie automatisch anwenden könnte. „Klug sein“ heißt, über die eigenen Bedürfnisse orientiert zu sein und entsprechend zu handeln. Familie Ritter hat mit dem Umzug auf eine einmalige lebensgeschichtliche Situation reagiert und ist mit den Folgen zufrieden. Die Vernünftigkeit ihres Handelns machen die Ritters auch daran fest, dass sie eine bestimmte Wohnsituation als nicht mehr akzeptabel deuteten: In ihrem alten Haus, „dass wir uns schön für zwei Personen ausgebaut hatten“, befand sich nur „ein einziges großes Zimmer“, das die Eltern ihren beiden Kindern nicht mehr zumuten wollten. Fürs Haus selber konnte keine (Umbau-)Lösung gefunden werden, „also war dann die logische Konsequenz“, sich nach einem anderen Haus umzusehen. Diese Logik des Lebens, der Familien wie die Ritters folgen, schafft lokale und regionale Tatsächlichkeiten, die schließlich auch raumwissenschaftlich an- und auffallen. Dabei scheint indes eine marktökonomische Logik, der der Homo oeconomicus „blind“ folgt, zu kurz zu greifen. Aber ebenso wird ein Raum-Denken, das v. a. an weiche Standortfaktoren denkt, jener lebensweltlichen Klugheit nicht gerecht.

Ziel des Wohnens ist das Bleiben, nicht mehr bleiben zu können, verursacht eine Krise, der man sich stellen muss. Unser jeweiliges Wohnen passt zu uns immer nur bis auf Weiteres. Das Leben selbst entwickelt sich, neue Wünsche und Interessen treten in den Vordergrund und werden als erstrebenswert erkannt. Verändern sich die Lebensumstände, möchte man neue Möglichkeiten für sich ausprobieren und verfolgen, dann trifft das gewohnte Wohnen nicht mehr die veränderte Lebenslage. Die Orientierungskrise ist bewältigt, wenn das Wohnen wieder zu uns passt, damit es überhaupt ein „gutes“ Wohnen sein kann.

⁷ Auch Hannah Arendt hat davon gesprochen, „daß wir also zeit unseres Lebens in eine Geschichte verstrickt sind, deren Ausgang wir nicht kennen“ (Arendt 1981: 184). Nicht der Handelnde selbst, denn sein Handeln ist vergangen, sondern der Erzähler sorgt für die Sinnfälligkeit der Geschichte: „So sind erzählbare Geschichten zwar die einzig eindeutig-handgreiflichen Resultate menschlichen Handelns, aber es ist nicht der Handelnde, der die von ihm verursachte Geschichte als Geschichte erkennt und erzählt, sondern der am Handeln ganz unbeteiligte Erzähler“ (ebd.: 185). In unserem Fall sind Handelnder und Erzähler dieselbe Person, und der Erzähler interpretiert rückblickend die Sinnfälligkeit seines damaligen Handelns für seine gegenwärtige Situation.

4 Gefühle und Befindlichkeiten als Widerfahrnisse

Worin besteht nun aber die Krise, die die Menschen zu einer neuen „räumlichen“ Orientierung führen wird? Stets ist es ein persönliches Betroffensein, der „Widerfahrnischarakter des Lebens“ wie es Wilhelm Kamlah (1972) ausgedrückt hat, zu dem man sich nicht distanziert verhalten kann, der den Impuls „zum Wandern“ weckt und dann verstärkt. Zwar widerfährt uns allen ein Konjunktureinbruch oder eine Schlechtwetterperiode. Dennoch muss jeder selbst mit solchen Geschehnissen fertig werden. Der Familie Ritter widerfuhr u. a. mit der Geburt der zweiten Tochter die Einsicht, dass nun das Haus zu klein für vier Personen sei, was sie daraufhin motivierte, ihr Wohnen im Frankfurter Reihenhaus aufzugeben.

Hätte aber irgendjemand wissen können, wohin sich Familie Ritter bewegen, wie ihre Entscheidung ausfallen würde? Hätte es eine Möglichkeit gegeben, vorauszusagen und entsprechend zu planen, was schließlich passiert ist? – Herr Ritter bewältigt die Krise durch Vernünftigkeit. Er bekennt, dass es ihm damals leichter als seiner Frau gefallen sei, das Frankfurter Haus aufzugeben: „... weil ich einfach der Rationalere bin“. Wie gehen wir mit unseren Emotionen um? „Vernünftig sein“ bedeutet für Herrn Ritter, „Gefühle“ in den Griff zu bekommen, sich von ihnen nicht zu einem Verhalten verleiten zu lassen, welches man dann später doch bereuen würde. Gefühle sind sowohl geistige als auch leibliche Zustände. Man kann nicht ein Gefühl haben, ohne es zu fühlen. Wo liegen die Grenzen zwischen planender Vernunft und einer klugen und vernünftigen Lebensführung, die auch Gefühle und Befindlichkeiten berücksichtigt? Der Umgang der Familie Ritter damit ist ein Beispiel dafür, wie man klug auf den Widerfahrnischarakter des Lebens reagiert. Dabei hätte niemand der Familie im Vorfeld sagen können, wohin es sie am Ende ihrer Suche verschlagen wird. Niemand weiß zu Beginn einer Suche, was er an ihrem Ende finden wird. So verlief die Suche der Ritters unter Berücksichtigung vieler Aspekte und Befindlichkeiten. Dass das gewünschte Haus „auch finanzierbar sein musste“, war für Herrn Ritter eine Selbstverständlichkeit. Blicken wir uns um unter den „guten Gründen“, die er angibt, so spielt selbstverständlich der Preis eine Rolle, da man nur ein begrenztes Budget zur Verfügung hat. Darüber gibt es nichts zu streiten. Aber viel weniger konkret sind die Vorstellungen, was man denn eigentlich für das Geld erhalten möchte. Mit dem Stichwort Odenwald wird nun eine Landschaft, aber kein konkreter Ort, ins Spiel gebracht. Herr Ritter versucht, seiner Frau ein Wohnen dort schmackhaft zu machen. Dort hätten sie „schon sehr viel Haus und Grundstück kaufen können, sag ich mal, für relativ wenig Geld“. Am Ende war es die Tochter, „die da eigentlich nicht hin wollte“, da es für sie „ein[en] ganz großer Schnitt“ bedeutet hätte. Aber auch Frau Ritter nennt Argumente und v. a. Befindlichkeiten, deren man sich erst in konkreten Situationen bewusst wird. „Wir sind hingefahren. Die Gegend war eigentlich auch herrlich ländlich. Aber letztendlich – als wir reinkamen, das Haus war’s auch nicht.“ Es war der sinnliche Eindruck, den sie vor Ort hatten, der alle positiven Kriterien dennoch nicht zum Tragen kommen ließ. Die Familie spürte, dass dieses Haus nicht zu ihnen passen würde: „Das Grundstück war toll wesen. Das war Feldrand, das war irgendwie klasse. Da war ne Koppel gleich hinten dran. Aber das Haus war’s an sich nicht. Und letztendlich hab ich dann auch Bedenken bekommen, weil wir wären dann wohin gezogen, wo keiner von uns im Grunde genommen hin wollte und eigentlich auch keine Beziehung hin hat.“

Nicht Herr Ritter, sondern seine Frau nennt die Bedenklichkeiten. Da er „der Rationalere“ ist, führt er das günstige Preis-Leistungs-Verhältnis im Raum Odenwald an. Aber seine Familie wollte eigentlich nicht ausziehen. Hier nun hat das ökonomische Prinzip überhaupt nicht gezogen. Dies wäre aber zweck-rational gewesen. Offensichtlich entscheiden sich Menschen gar nicht idealtypisch rational in einem allgemeinen Sinne.

Frau Ritter war auch diejenige, so erfahren wir, die mehr als ihr Mann von Freunden und Bekannten im lokalen Kontext abhing. Sie wollte nicht durch einen Wegzug riskieren, dass „der ganze Bekanntenkreis, den wir aufgebaut hatten“, verloren ginge. Ein Lebensraum ist als solcher stets „aufgebaut“. In diesen Aufbau ist sozial-kulturelle Arbeit gegangen. Es sind Bekanntschaften und Freundschaften entstanden, die uns diesen Lebensraum wertschätzen lassen. Ihn durchzieht nun ein Netz von besonderen Orten, die so ein Gesicht, einen Namen und eine Geschichte bekommen. Ist das Haus der Ort der Familie, dann wird es von einem Raum umgeben, den die Familie ebenfalls in Gebrauch hat. Im Umgebungsraum des Hauses liegen die Orte und wohnen die Menschen, die z. B. den Kindern etwas bedeuten. So hatte Frau Ritter auch die Interessen ihrer Kinder wahrzunehmen, wenn sie immer wieder deren Situation nach einem erfolgten Umzug anspricht. Gleichwohl bestimmt sie ihre eigene Situation anders, sie bewertet ihre eigene Betroffenheit durch den Verlust von Bindung als *tiefer* liegend: „... den ganze Bekanntenkreis, den wir aufgebaut hatten, den hätten wir verloren...“ Sie sieht sich selbst in der Mitte dieses Kreises (aus Bekannten), der nicht mehr von jedem Rand aus erreichbar ist. Natürlich ist das Bild vom Kreis eine Metapher. Würden wir auf einem Plan die Häuser ihrer Bekannten einzeichnen, so würde sich sicher eine merkwürdige zeichnerische Figur ergeben, gewiss aber kein Kreis. Vor allem würde das eigene Haus sich nicht in irgendeiner Mitte auf dem Plan wiederfinden. Ebenso ist der Rand eine Metapher. „Mitte“ ist eine soziale und emotionale Figur, die Frau Ritters Rolle im Kreis ihrer Freunde und Bekannten bezeichnet. Was aber bedeutet Rand (vgl. zum Phänomen „Rand“ Steinbusch 2001 und Hahn 2001)? Der Odenwald, der anfangs als Umzugsziel im Gespräch war, „ist einfach zu weit, um zu fahren, und da fährt niemand mehr für’n Kaffeeeklatsch irgendwo hin“. Es gibt Grenzen der Mitte, innerhalb derer man sich im Kreis der Bekannten noch „einfach“ bewegen kann. Jenseits dieser Grenze ist es dann „zu weit“ für ein bestimmtes Anliegen, das man auszuführen ansonsten gewillt ist. Was nun hier unter „Weite“ zu verstehen ist, was ihr Maßstab ist, lässt sich wohl nur aus der Innen- bzw. Wertperspektive des bewohnten Lebensraums ersehen. Zumindest besteht die lebensweltliche Beziehung zwischen „Kaffeeeklatsch“ und „zu weit“, und sie wird dann von Fall zu Fall entscheiden müssen, was es ihr wert ist bzw. was sie dafür in Kauf nehmen will.

Jeder Umzug führt die Menschen in eine Orientierungskrise. Orientieren heißt wissen, wer und wo man ist. So ist man z. B. innerhalb eines Kreises von Bekannten orientiert, insofern man darin eine bestimmte Rolle spielt. Zudem besteht auch die räumliche Orientierung, insofern man einen Platz im Raum der anderen Plätze besetzt und sich „räumlich“ dazu in Beziehung („hier“ und „dort“; „nicht weit weg“; „zu weit“) setzt. Wird dies aufgegeben, so bedeutet ein solcher Verlust auch den Verlust einer entsprechenden Identität. Es war für die Familie ein langer und schmerzhafter Prozess, sich von ihrem Haus, das zu klein geworden war, zu lösen. Immer wieder wurde probiert,

ob es nicht doch irgendwie gehen könnte, dass sie blieben, „weil eigentlich wollte ich da sowieso nie weg“, sagt Frau Ritter. Um doch zustimmen zu können, hilft ihr v. a. die Einsicht, dass Steinbach „nicht weit weg“ ist. Ihr war wichtig, zunächst den Kindern die wieder aufgenommene Suche nach einem passenden Haus zu verheimlichen, womöglich um sie nicht zu beunruhigen. Nach dem sich die Eltern für das Haus in Steinbach entschieden hatten, wurde es notwendig, auch die Kinder zu überzeugen. Der Tag, an dem Frau Ritter dann das erste Mal allein mit den Kindern das Haus aufsucht, wird mit Eis-Essen begonnen. Wie lassen sich Kinder überraschen? Frau Ritter glaubt, dass es v. a. das Atmosphärische und die Stimmung war, die ihre Kinder, und sie selbst wohl auch, sicher machten, dass dieses Haus das *richtige* ist: „Also der Garten war toll. Und an dem Tag schien die Sonne ins Haus überall. Es ist auch ganz hell gewesen und die Kinder waren eigentlich auch begeistert, die fanden es gut“. Atmosphären ergreifen uns hinsichtlich unserer eigenen Befindlichkeit. Für eine gute Ausgangsstimmung war aufgrund des Eis-Essens zwar gesorgt. Was aber anschließend passiert ist, lässt sich nicht automatisch hervorbringen. „Ob und welche Atmosphäre jemanden ergreift, hängt dann von seinem jeweiligen leiblichen Befinden als dem Boden seiner spezifischen Resonanz für Atmosphären ab, und dieses Befinden wiederum von seiner persönlichen Situation, deren augenblicklicher Zustand ebenso vom Leiblichen her mitbestimmt wird wie auf dieses zurückwirkt“ (Schmitz 1990: 41). Wichtig ist in diesem Zusammenhang aber, die Bedeutung der Gefühle zu erfassen, die für Umzug und Entscheidung zentral sind. Unser Lebensraum ist immer auch emotional angeeignet. Er mutet uns an. Zwar hat Herr Ritter das Budget sachlich festgelegt und ebenso festgestellt, dass das alte Haus zu klein ist, aber i. d. R. gibt es alternative Angebote und Standorte, auf die das zur Verfügung stehende Budget und die gesuchte Größe passen. Was aber letztlich den Entschluss herbeiführt, sind „gute Gefühle“, nämlich das affektive Betroffensein von Gefühlen, das uns angesichts eines Hauses, eines Gartens, einer Straße usw. widerfährt. Solche Gefühle und Affekte sind stets eingebettet in „ganze“ Situationen, hier der Hausbesichtigung (Interessen), des Eis-Essens (Leibliches) und des Sonnenscheins (Klimatisches) usw.

5 Nähe als Suchbild

Wonach hat man eigentlich gesucht, als man aus der Stadt Frankfurt in den suburbanen Raum des Rhein-Main-Gebiets gezogen ist? Da kann es viele Kriterien geben, die ich hier gar nicht im Einzelnen aufzählen will. Die kann man alle nachlesen, wenn man sich die diversen statistischen Untersuchungen zu Stadt-Umland-Wanderungen anschaut (vgl. Hahn, Steinbusch 2006). In der Regel werden dort zwei Ist-Zustände miteinander verglichen: vor und nach einer „Wanderung“. Mich interessiert aber weniger ein ausgeglichener Wert als vielmehr das Verhalten der Menschen sozusagen im Bannkreis ihres Wanderns. Das Verb „wandern“ bedeutet: *hin und her ziehen, einen Weg zurücklegen, sich wohin begeben*.⁸ Dabei lässt sich das Phänomen beobachten, dass Familien, darunter auch den Ritters, erst im Finden bewusst wird, wonach sie „eigentlich“ gesucht hatten, d. h. wovon sie überzeugt sind, dass es zu ihnen passt. Dies ist ein merkwürdiges Phänomen. Wissen die Menschen denn nicht, was sie wollen? Ja und nein. Diese

⁸ Dabei mag es offen bleiben, ob der übernommene Ausdruck „Wanderung“ dem Geschehen überhaupt angemessen ist.

Schwierigkeit lässt sich mit der Doppelbedeutung des Wortes *Richtung* in Verbindung bringen. Richtung kann man räumlich, aber auch inhaltlich-motivational verstehen. „Desorient sein“ bedeutet, weder Richtung noch Ziel zu wissen. Ein erster Schritt heraus ist geschafft, wenn wir die Richtung unserer Suche wissen: da, wo wir hinwollen, soll es z. B. „ländlich“ sein. Und wo es in dieser Region ländlich ist, das weiß man schon. Aber allein eine Richtung zu wissen, reicht nicht aus, um ans Ziel zu kommen. Unser Ziel ist zwar ein konkreter Ort, aber am Ziel sind wir erst, wenn unsere Motivation, die im Suchen aufgeht, durch diejenige des Bleibens ersetzt ist. Suchen und Finden sind unterschiedliche Situationen. Im Finden ergreift uns eine Überzeugung: dass wir tatsächlich angekommen sind.

Dieses Prinzipielle, dass uns Überzeugungen nur in konkreten Situationen bewusst werden, gilt es im Folgenden zu veranschaulichen. Dafür scheint mir das Beispiel der Familie Ritter geeignet. Das Interview lässt den Leser spüren, dass sich die Familie in einer Orientierungsnot befand: *bleiben* oder *wegziehen*. Was ist man bereit durch einen Wegzug aufzugeben? Für beide Optionen wurden vernünftige Gründe vorgebracht. Schließlich wurde der Beschluss gefasst, der bezeichnenderweise als Negation formuliert wird: „Wir wollen nicht im Keller leben!“ Man weiß also eher, was man nicht will, als was man konkret erwarten darf. Bezogen auf das alte Haus ist ihnen klar, was es ihnen *nicht* bieten kann, was aber hier und jetzt benötigt wird: Sie wollen zwei Kinderzimmer und ein Arbeitszimmer für Herrn Ritter. Familie Ritter fand zunächst keinen Weg, von ihrem alten Haus würdig Abschied zu nehmen. Vor allem Frau Ritter und die Kinder wollten von zu Hause nicht weg. Bei der Suche hat sich dann aber herausgestellt, dass es ein Kriterium gibt, an dem man sich orientieren kann. Während Frau Ritter die lebensräumliche Lage einiger besuchter Objekte mit „am Ende der Welt“ charakterisierte, wusste man plötzlich, in welcher *Richtung* man zu suchen hatte: „War auch ein tolles Haus, aber das war irgendwie noch weiter weg, diese ganze Geschichte. Und dann war klar: ‚Okay, wir wollen irgendwo in der Nähe bleiben‘ und deswegen haben wir dann [in diese] Richtung geguckt ...“. Damit war zunächst wieder eine Orientierung gefunden: *in der Nähe bleiben*. Insofern lautet die Antwort auf die Frage, warum sie dort angelangt sind, wo sie jetzt wohnen, so: „weil wir einfach nicht so weit weg wollten, aber in 'ne Gegend wollten, die wir bezahlen konnten“. Diese Einsicht, was sie lebensräumlich bedürfen, kam ihnen während des Suchens. Damit, so könnte man meinen, haben sich Herr und Frau Ritter mit ihren Vorstellungen durchgesetzt, die sie im Suchen jedoch erst selbst einsehen und begreifen mussten, sonst hätte man ja nicht zunächst im Odenwald „am Ende der Welt“ suchen müssen. Jetzt wissen wir auch eine Antwort darauf, *wessen* Welt am Odenwald ihr Ende findet. Gewiss ist nun ebenfalls, dass wir es hier mit „gelebten“ Welten und Räumen zu tun haben, die wir nicht unabhängig von den Lebensgeschichten derjenigen verstehen können, die diese Welten „bewohnen“. Das „Glück“, dass im Finden gefühlt wird, ist ihnen gewissermaßen zugefallen: „... dann lesen wir durch Zufall halt die Anzeige in Steinbach“. Wären sie jedoch nicht in der Stimmung von Suchenden gewesen, hätte ihnen die Anzeige auch nicht zufallen können. Steinbach ist also nicht die logische Vollendung eines rationalen Plans, den man ganz zu Anfang gefasst hatte. In Steinbach war es dann zum ersten Mal, dass die ganze Familie ein besichtigtes Haus „mit 'nem positiven Gefühl“ zurückließ. Die Familie

ist in eine bemerkenswerte Befindlichkeit „gefallen“, was sie selbst als ein positives Gefühl charakterisiert (vgl. dazu Demmerling, Landweer 2007). Hätte irgendjemand im Vorfeld vorhersehen können, dass sich etwas Entsprechendes ereignen würde? Dann hätte man vermutlich auch wissen müssen, wie es sich für Familie Ritter anfühlt, dieses positive Gefühl zu haben.

6 Das „selbstbestimmte“ Leben

Ich habe bislang das „Wanderungsverhalten“ der Familie aus ihrer misslichen Wohnsituation heraus interpretiert. Ihr altes Reihenhaushaus wurde der Familie zu eng. Ich habe weiter argumentiert, dass sie an einen Punkt gelangt war, an dem das Wohnen nicht mehr angemessen war und gelang. Das „gute“ und „gelingende“ Leben, das die Familie als ganzes und jedes einzelne Mitglied für sich erhofft, ist das „letzte“ oder „höchste“ Strebeziel des Menschen, wenn man den Philosophen glauben darf (vgl. z. B. Ritter 1974; Seel 1996). Was das „gute“ Leben für einen selbst ist, das muss jeder für sich erkunden. Für die Lebensführung des Alltags wird es darauf ankommen, sein Leben so zu gestalten, dass man auf Dauer mit den Folgen des Tuns und Lassens zufrieden sein kann. Wenn *wir selbst* es sein sollen, die die weltlichen Ziele unseres Lebens bewusst bestimmen und gestalten (und nicht Traditionen oder Vorbilder, denen man blind folgt), so sprechen wir von „Selbstbestimmung“. Damit Selbstbestimmung wieder und wieder gelingen kann, müssen wir uns eine gewisse *Offenheit* gegenüber den wechselnden Situationen des Daseins sowie den *Möglichkeiten* unseres Lebensraums bewahren. Sowohl Frau als auch Herr Ritter haben ihren erlernten Beruf aufgegeben. Frau Ritter hat schon vor 14 Jahren versucht, „noch mal was anderes zu machen“. Sie war Zollbeamtin in Oberursel und hatte somit einen Bezug zur neuen Wohnumgebung und auch zum Laden, den sie inzwischen im Ort betreiben. Nach langer, möglicherweise unfreiwillig berufslos verlebter Zeit als Hausfrau und Mutter („Stillhalten“) kommen beide zu dem Schluss, dass es keinen Zweck habe, „dass *ich* [Frau Ritter] was anderes [als er, Herr Ritter] mache“, vielmehr entscheidet man sich dafür: „Das machen wir *zusammen*“. Herr Ritter spricht ebenfalls davon: „... irgendwann gab's die Situation, nachdem ich 15 Jahre Unternehmensberater war, dass wir auch mal was anderes machen wollten“. Er spricht von einem „Konzept für so einen Laden“, welches man „schon Jahre“ mit sich getragen habe, und eines Tages stehe man vor der Entscheidung: jetzt oder nie. Das Projekt „Laden“ hat sie dann in den Hochtaunuskreis geführt, da dort die entsprechende kaufkräftige Kundschaft vermutet wurde. Wichtig sei ein gewisser *Spaßfaktor*, der mit dem Laden und seinen Sachen verbunden wird. „Wir verkaufen keine Sachen, die der Mensch braucht, sondern wir verkaufen eigentlich Sachen, die Spaß machen“. Als ehemaliger Unternehmensberater versteht Herr Ritter etwas von rationaler Unternehmensführung: „Wo finden wir Leute, die Spaß an solchen Sachen haben?“, so fragt er. Frau Ritter bekennt sich zu ihrer neuen Berufstätigkeit („was anderes machen“) durch ein hedonistisches Motiv: „aber es macht Spaß“. Wahrscheinlich erfüllt man sich mit dem Laden einen Traum, verwirklicht sich damit endlich ein gemeinsames Lebenskonzept. Möglich wurde die Verwirklichung dadurch, so Frau Ritter, „weil mein Mann eben den Schnitt gemacht hat mit seinem vorigen Leben“. Dass sich nun alles um „Spaß“ zu drehen scheint, geht auf keine rationale Entscheidung zurück. Vielmehr entdeckte man

bei sich eine bestimmte Richtung der Selbstbestimmung, die nun mit einem Laden in Oberursel auch räumlich Gestalt angenommen und ihren konkreten Ort gefunden hat.

Etwas *zusammen* und *gemeinsam machen* zu wollen und dafür einen „Schnitt“ mit einem vorigen Leben zu riskieren, deutet auf ein bestimmtes Lebenskonzept. Das gemeinsame Projekt besteht darin, dass beide nun in einem „ganz anderen Bereich“ als früher berufstätig sind. Offensichtlich bestand ein gewisses Risiko bei ihrer Hinwendung, dass auch Herr Ritter seinen angestammten Beruf aufgab, sodass es durchaus nachvollziehbar ist, wenn Frau Ritter mit Erleichterung feststellt: „... [wir] freuen uns jetzt eigentlich, dass die Sachen jetzt auch ankommen, dass also die wenigsten Sachen Ladenhüter bleiben“. Dass ihnen ihr jetziges Leben „Spaß macht“, wird an entscheidenden Stellen wiederholt. Oben schon in Bezug auf die Berufstätigkeit, dann auch hinsichtlich der gemeinsam verbrachten Familien-Freizeit, die sie vom Haus aus in die Region unternehmen. Der regionale Raum erweist sich als offen in seinen Möglichkeiten für die Lebensführung der Familie. Freude und Spaß, die ihr derzeitiges Tun und Lassen begleiten, sind sowohl leiblich gespürt als auch gerichtet auf den Lebensraum und seine konkreten Möglichkeiten. Man habe sich Wanderführer gekauft, um „mal was anderes [zu] sehen“. „Und das macht denen [den Kindern] dann auch Spaß ... und dass macht eigentlich allen Spaß“.

Zur erfolgreichen Lebensführung gehört nun auch, dass man sich seine Wohnwelt wieder passend macht. Dabei ist man stets auf Lokales und Regionales gerichtet. Ausgangssituation war bekanntlich die Orientierungsnot im alten Haus, an dem man zwar hing, das aber den später entdeckten Anforderungen an ein gutes Leben nicht mehr entsprach. Das anschließend erworbene Haus in Steinbach wurde bald auf die eigenen Wünsche hin umgestaltet. Nun scheint es angemessen: „Und nachdem wir es jetzt umgebaut haben, ist es ja auch so, wie wir es haben wollten, also exakt so für uns“, verrät Herr Ritter seine Zufriedenheit. Auch Frau Ritter, der ja nach ihren eigenen Worten der Umzug am schwersten gefallen war, ist mit dem Ergebnis zufrieden: Haus und Garten seien so, „wie wir uns das halt vorstellen. ... So, das passt also so, wie wir das wollen“. Wir sehen nun, dass das Maß des angemessenen Wohnens ebenfalls entdeckt wurde, z. B. im Umbau von Haus und Garten sich konkretisierte und eine konkrete Gestalt angenommen hat. Zufriedenheit ist ein mentaler *und* ein leiblicher Zustand. Er ist tatsächlich als Gefühl gespürt, wie er auch gerichtet ist auf das Wohnen und Arbeiten in Steinbach bzw. Oberursel. Da *Zufriedenheit* eine zentrale Befindlichkeit fürs Bleiben bedeutet, ist der Zustand essenziell für weitere Wanderungsmotivationen der Familie.

7 Zum Stil des Lebensraums

Korrespondiert die Lebensführung mit einem bestimmten Stil des Raums? Wir wissen inzwischen einiges über Wanderungen und Wanderungsverhalten und deren Folgen für die betroffenen Räume (vgl. Hahn, Steinbusch 2006: 29 ff.). Könnte es aber sein, dass Menschen eine Affinität zwischen ihrer eigenen Lebensführung und dem Stil bzw. Charakter eines Raums bemerken? Wie blicken wir etwa auf die Landschaft unserer Wohnumgebung? Worin sind Haus und Ort „gelegen“, wie ist beides im Lebensraum positioniert? Der „Stil“, der in unserem Blick auf den Raum liegt, wirkt zurück oder voraus

auf das, was überhaupt nur für unsere Aufmerksamkeit in Betracht kommt. Das Gefühl für einen Lebensraum lässt sich vielleicht auch als die Empfindung des einmaligen Stils einer Stadt oder einer Landschaft beschreiben. Man spürt darin ein gewisses Eigenwesen, eine unverwechselbare Stimmung, die einen ergreift. Maurice Merleau-Ponty hat so seine Raum- bzw. Stilerfahrung von Paris beschrieben: „Paris ist für mich nicht ein Gegenstand mit tausend Facetten, eine Summe von Wahrnehmungen, noch übrigens das all diese beherrschende Gesetz. Wie ein Mensch ein und dasselbe affektive Wesen in den Gesten seiner Hände, in seinem Gang und im Ton seiner Stimme bekundet, so ist auch jede im Laufe meiner Durchquerung der Stadt gemachte ausdrückliche Wahrnehmung – die Cafés, die Gesichter der Leute, der Pappeln der Quais, die Windungen der Seine – nur herausgeschnitten aus dem ganzen Sein von Paris und bestätigt nur einen bestimmten Stil, einen bestimmten Sinn dieser Stadt. [...] Durch die Landschaft oder die Stadt hin ist auf diffuse Weise ein latenter Sinn gegenwärtig, den wir in einer spezifischen Evidenz zu erfahren vermögen, ohne seiner Definition zu bedürfen“ (Merleau-Ponty 1966: 327).⁹ Dabei entsprechen unser *Blick* auf den Raum und der *Ausdruck* dieses Raums einander auf eine durchaus rätselhafte Weise. Zu einem vergleichbaren Ergebnis war bereits Georg Simmel gekommen, der in Großstadt und Landschaft eine bestimmte Stimmung erlebbar sieht, die er ein „echtes“ Gefühl nennt. Obwohl das Gefühl etwas Leibliches ist, so „ist doch dies Gefühl in seiner wirklichen Bestimmtheit ausschließlich an grade und genau diese Landschaft unvertauschbar gebunden“ (Simmel 1984: 139).

Ebenso fassen wir lebensweltlich die Lage unseres Hauses in seiner ganzen Bedeutsamkeit auf. Die Lage, *wie* man nämlich wohnt, spielt für die Familie Ritter eine große, vielleicht entscheidende Rolle, will man ihre Lebensführung verstehen. Gleich zu Beginn des Interviews spricht Herr Ritter die alte Wohnlage der Frankfurter Reihenhaussiedlung an, die sie aus den bekannten Gründen dann aufgeben mussten. Da es der ganzen Familie schwergefallen ist, wegzuziehen, darf man annehmen, dass es v. a. der Lage wegen schmerzte, sie aufzugeben. Zugleich mag aber auch in der *Beschreibung* jener Lage der Lebensstil in Erscheinung treten, den zu verwirklichen man sich dann ja aufzumachen hatte: „Wir waren da sehr zufrieden in der bidirektionalen Siedlung ... Bidirektional, weil wir im Prinzip da so zwischen Land und Stadt wohnten und fast einen dörflichen Charakter hatten direkt am Feld“. Hier ist nun schon an der alten „Wohnlage“ das stilistisch Besondere und Auszubauende benannt. Auffallend ist unter diesen Gesichtspunkten auch die ähnliche Darstellung der Lage des Hauses, das sie sich im Odenwald anguckten. Herr Ritter beschreibt sie zunächst so: „ein ganz schönes Haus ... auch am Feld mit allem drum und dran“; und später: „Es [das Haus] war ziemlich groß, es war direkt am Feld“. Der *Blick* der Familie, der ihnen eine bestimmte Aufmerksamkeit abfordert, entspricht dem Lebensstil, den sie an anderer Stelle fortsetzen wollen. Ähnlich gibt Frau Ritter die Lage eines Hauses in der Nähe von Darmstadt an: „Die Gegend war eigentlich auch herrlich ländlich. ... Das Grundstück war toll gewesen. Das war Feldrand, das war irgendwie klasse“. Aber das Haus gefiel ihr nicht und überhaupt entdeckte sie, dass sie irgendwohin wollte, wohin sie eine „Beziehung“ hat. Ausschlaggebend wird

⁹ Ähnlich auch Alexander Mitscherlich: „Wo immer wir uns durch die Gassen von Paris bewegen, wir behalten ein Gefühl für das Ganze dieses Körpers, für seine Topographie. Wien, das alte Köln, Gent, sie sind mehr als die Summe der Straßen und Häuser“ (Mitscherlich 1972: 32).

dann aber, dass Bindung und Beziehung, die Frau Ritter suchte, von ihrem Mann als „Nähe“ und „einfach nicht so weit weg“ gedeutet werden. Entsprechend wird nun der dann gefundene Standort in Steinbach beschrieben, nämlich als ein Ort, von dem aus man ein Leben in Reichweite führen kann, z. B.: „Ich kann einfach zu Fuß losgehen und einkaufen gehen ... ich brauche überhaupt kein Auto, es ist alles zu Fuß zu erreichen“. Herr Ritter bestätigt diese Auslegung auf seine Weise: „Es ist ländlich, denk ich mal. Es ist geschlossen“. „Aber es ist einfach schön“, bekennt sich Frau Ritter zur Lage. Und in der folgenden Beschreibung taucht dann wieder die Bestimmung auf, mit der schon die letztlich doch nicht gewollten Standorte *positiv* gewertet wurden: „Man ist gleich im Feld draußen“ – und das bedeutet: man kann den Hund laufen lassen, von Ort zu Ort gehen, in die Schule mit dem Fahrrad durchs Feld in zehn Minuten fahren. Auch zwischen Steinbach und Oberursel, also zwischen Haus und Laden, „liegt freies Feld“.

Was hier „Lage“ noch bedeutet, wird nun auch in Beziehung zu Frankfurt, ihrem alten Standort, gebracht. Das Stichwort heißt nun „überschaubar“. Dieser Ausdruck korrespondiert mit der „Reichweite“, von der Herr Ritter spricht. Beide Begriffe weisen auf die je eigenen Ziele der *Orientierung innerhalb der neuen Lage* hin. Nun bezieht sich Frau Ritters Aussage auf den Ort für die Kinder: „Es ist [hier] nicht so wie, ja, wie jetzt in Frankfurt, wo es dann doch langsam los ging: ‚Oh, der in der 4. Klasse, der darf schon in die Innenstadt fahren‘, und das war für mich halt ein rotes Tuch. Und da von dieser Sache sind wir jetzt im Moment weg“. Der Bewegungsraum, den die Kinder in Steinbach zur Verfügung haben, ist gleichsam in Reichweite für Frau Ritters Überblick. Er ist so angemessen: „Die Kinder bewegen sich in Steinbach, und das ist auch in Ordnung so. Die können mit dem Rad fahren“.

Während sie früher ihren Alltag (z. B. das Einkaufen) mehr nach der Frankfurter Innenstadt ausgerichtet hatten, beschreiben sie ihr derzeitiges Wohnen als „ländlich“, was deswegen eine Änderung der Lebensführung nach sich zog: „wir haben uns aber auch ziemlich umorientiert“. Zur Lage gehört so auch, dass man von hier aus andere Sachen unternimmt als noch von Frankfurt aus. In Steinbach sieht man das Leben eher unter dem Aspekt des „Ländlichen“, „des Dörflichen“, was sich für die Ritters auch darin zeigt, dass sie nun „auf Märkte“ gehen, was sie in Frankfurt „nie gemacht“ hatten. Voller Bewunderung stellen sie fest, dass sie in Steinbach Leute kennengelernt hätten, die „in dem Haus, in dem sie wohnen, auch schon geboren wurden. Das ist ein ganz anderer Schlag Leute als wir z. B.“. Steinbach nehmen sie als Unterschied wahr zu den Frankfurter Neubaugebieten, wo es mehr „Fluktuation“ gebe: „Steinbach ist halt ländlich“. „Ländlich“, das haben sie inzwischen erfahren, heißt hier auch, dass in Steinbach noch Großfamilien, Eltern mit ihren erwachsenen Kindern, gemeinsam wohnen. Die Menschen auf dem Land, so haben es Ritters aus Gesprächen mitbekommen, sind „aus dem näheren Umkreis des Dorfes noch nie rausgekommen“, allenfalls bis zur nächsten Kreisstadt. Obwohl in diesem Zusammenhang der Ausdruck „Rand“ nicht auftaucht, würde er dennoch ihre neue Wohnlage im „Ländlichen“ recht gut treffen (vgl. zum Phänomen „Rand“ Steinbusch 2001 und Hahn 2001).

Herr Ritter weist auf weitere Aspekte dieser Lage hin. Er spricht nicht von der Reichweite, in der Kinder oder Erwachsene sich zu Fuß bewegen, sondern von *Anbindung*. Damit weist er auf die minutiös ausgerechnete Erreichbarkeit von regionalen Punkten

hin, die für ihn eine vorteilhafte Lage kennzeichnen: „Man hat also die Anbindung an die Großstadt sowohl fürs Auto wie [für] öffentliche Verkehrsmittel. Es ist toll! Also wir haben 'ne S-Bahn-Station. Wir sind in der Innenstadt innerhalb von – am Bahnhof sind wir innerhalb von 13 Minuten mit der S-Bahn. ... Also, ist 'ne tolle Anbindung. Ich bin auch mit – innerhalb von 20 Minuten – mit dem Auto in der Innenstadt, wenn ich das will, oder an der Autobahn. Im Flughafen bin ich innerhalb einer viertel Stunde von uns aus“. In all den verschiedenen Charakteristiken, den Lebensraum betreffend, lässt sich eine gewisse Stimmung vernehmen, die den Stil der Gegend ebenso wie die Weise des Im-Raum-seins umschreibt.

Ein wichtiger Aspekt dieser ganzen Aufzählung liegt im beigefügten „wenn ich das will“. Dies bedeutet, es ist eine Option, die man sich nehmen, aber es auch bleiben lassen kann, denn „[wir] orientieren uns eigentlich hier“. Es ist nur ein Gedanke, der aber besonders deshalb so begeistert vorgetragen wird, weil „andererseits aber ist es total ländlich“. Dieses einerseits-andererseits mit den dargestellten Auslegungen macht das Besondere und Einmalige der Orientierung der Ritters in dieser „ländlichen“ Lage aus. Im Finden, so können wir an dieser Stelle zusammenfassen und präzisieren, hat die Familie eine kreative Entdeckung gemacht. Kreative Entdeckungen stoßen zu einer neuen Orientierung an, die zwar als Möglichkeit schon „prinzipiell“ vorhanden war, aber sich eben noch nicht im Umgang mit der neuen Umgebung als bestimmte Richtung zeigte und bewusst wurde. Mit Hubert Dreyfus können wir sagen: „Angesichts dieser kreativen Entdeckung enthüllt die Welt eine neue Ordnung der Bedeutungen, die weder einfach entdeckt noch willkürlich gewählt wird“ (Dreyfus 1989: Seite?).

Es ist genau diese Perspektive, von der aus die Ritters ihre Wohn- und Umzugsgeschichte erzählen. Da wir i. d. R. an einem bruchlosen erzählerischen Verlauf unserer Biographie trotz Umorientierungen interessiert sind, ähneln sich möglicherweise die Beschreibungen der „Lagen“ vor und nach dem Umzug. Im Suchen waren die Ritters für die Stimmung des „Ländlichen“ prinzipiell aufgeschlossen, im Finden lag sie dann „auf der Hand“.

8 Fazit

„Wenn ich das will“ – darin fokussiert sich wesentlich die Selbstbestimmung der Ritters angesichts ihrer veränderten Lebenslage und der Möglichkeiten und Chancen dieses Lebensraums. Damit ist auch schon mein Resümee eingeleitet: Wollen wir einen Lebensraum verstehen, d. h. wollen wir ihn mit den Augen seiner Bewohner als lebensweltlichen Orientierungsraum begreifen, dann müssen wir uns jenen Verstrickungen stellen und annähern, die wir oben kennengelernt haben. Ferner müssen wir das Phänomen des „gestimmten Raums“ (Ludwig Binswanger) als eine anthropologische Gewissheit oder als „Existenzial der Befindlichkeit“ (Heidegger) akzeptieren. Lebensgeschichte und Gestimmtheit deuten direkt auf die Grenzen der Planbarkeit menschlichen Raumverhaltens hin. Dennoch lassen sich in der Hinwendung auf das, was im Suchen schließlich gefunden wurde, gewisse Lebensstile erkennen. Bei Familie Ritter mag dies im Ausdruck des Ländlichen wie im Zugleich von einerseits-andererseits („wenn ich das will“) erkennbar werden. Beides jedoch vollzieht sich schon im „Wahrnehmen“ der „sub-

urbanen“ Welt. Insofern sind das Ländliche und das Willentliche Interpretationen eines „guten“ Wohnens aus einem lebensräumlichen Blickwinkel.¹⁰ Und der Raum erschließt sich diesem Lebensstil hinsichtlich seiner *Möglichkeiten* für diese Weise des Im-Raum-Seins. Sind die Ritters am Ende aber nicht doch im „suburbanen Raum“ gelandet? Nein, denn im regionalplanerischen Sprachspiel „suburbaner Raum“ könnten Ritters und ihre Geschichte überhaupt nicht vorkommen. Sie hätten dort keine Luft zum Atmen, und es würde einfach niemand ihrer Geschichte zuhören wollen. Am Ende können auch die Ausdrücke „Lebensraum, lebensräumlich“, die in dieser Abhandlung benutzt wurden, getrost aufgegeben und vergessen werden. Für den Autor bedeuteten sie nur Krücken, bestenfalls Metaphern, denen man sich nach getaner Arbeit gerne entledigt. Die Ritters brauchten sie sowieso nicht. Sie kommen im Moment ganz gut mit ihrem Gefühl fürs „Ländliche“ zurecht.

Literatur

- Arendt, H. (1981): Vita activa oder Vom tätigen Leben. München.
- Brake, K.; Einacker, I.; Mäding, H. (2005): Kräfte, Prozesse, Akteure – Zur Empirie der Zwischenstadt. Wuppertal.
- Demmerling, C.; Landweer, H. (2007): Philosophie der Gefühle. Stuttgart.
- Dreyfus, H. (1989): Was Computer können. Die Grenzen künstlicher Intelligenz. Frankfurt am Main.
- Fleck, L. (1999): Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv. Frankfurt am Main.
- Grimm, J.; Grimm, W. (1960): Deutsches Wörterbuch. Online-Ausgabe des Kompetenzzentrums für elektronische Erschließungs- und Publikationsverfahren in den Geisteswissenschaften an der Universität Trier. <http://dwb.uni-trier.de/> (27.07.2011).
- Hahn, A. (2010): Übersicht zu einer Philosophie des Wohnens. In: Zum Wohnen des 21. Jahrhunderts. In: Internationale Zeitschrift für Theorie und Wissenschaft der Architektur 15 (1). Dresden.
- Hahn, A. (2009): Zur Methodologie der beispielhermeneutischen Wohnforschung. In: Faßmann, H.; Müller-Funk, W.; Uhl, H. (Hrsg.): Kulturen der Differenz – Transformationsprozesse in Zentraleuropa nach 1989. = Transdisziplinäre Perspektiven. Göttingen, 67-79.
- Hahn, A. (2007): Zur Praxis der explorativen Quartiersforschung. Aachen.
- Hahn, A. (2006): Zur „stilgemäßen“ Konstruktion postsuburbaner Landschaften. In: Klein, B.; Sigel, P. (Hrsg.): Konstruktionen urbaner Identität. Zitat und Rekonstruktion in Architektur und Städtebau der Gegenwart. Berlin, 110-112.
- Hahn, A. (2001): Lebenswelten am Rand. Interpretationen zum kulturellen Ausdruck von Wohnsuburbanisierung. In: Brake, K.; Dangschat, J.; Herfert, G. (Hrsg.): Suburbanisierung in Deutschland – aktuelle Tendenzen. Opladen, 223-233.
- Hahn, A.; Steinbusch, M. (2006): Zwischen Möglichkeit und Grenze. Zur Bedeutungsgestalt der Zwischenstadt. Wuppertal.
- Kamlah, W. (1972): Philosophische Anthropologie. Sprachphilosophische Grundlegung und Ethik. Mannheim.
- Merleau-Ponty, M. (1966): Phänomenologie der Wahrnehmung. Berlin.
- Mitscherlich, A. (1972): Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden. Frankfurt am Main.

¹⁰ Siehe auch Fußnote 3.

- Schapp, W. (1985): In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding. Frankfurt am Main.
- Schapp, W. (1958): Philosophie der Geschichten. Leer.
- Schmitz, H. (1990): Der unerschöpfliche Gegenstand. Grundzüge der Philosophie. Bonn.
- Seel, M. (1996): Glück. In: Hastedt, H.; Martens, E. (Hrsg.): Ethik. Ein Grundkurs. Reinbek.
- Sieverts, T.; Koch, M.; Stein, U.; Steinbusch, M. (2005): Zwischenstadt – inzwischen Stadt? Entdecken, Begreifen, Verändern. Wuppertal.
- Simmel, G. (1984): Philosophie der Landschaft (1913). In: Simmel, G. (Hrsg.): Das Individuum und die Freiheit. Essays. Berlin.
- Steinbusch, M. (2001): Die Schneegrenze. Wohnen zwischen Stadt und Land. Münster.
- Ritter, J. (1974): Glück. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 2. Darmstadt.
- Waldenfels, B. (1985): In den Netzen der Lebenswelt. Frankfurt am Main.